



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Philipp Albert Stapfer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im Konkurrenzkampfe nicht die Starken, sondern die Schwachen unten zu liegen kommen, versteht sich von selbst. Man weiß daher im voraus, daß das Vagabundentum aus den schwächlichsten Personen besteht, und es ist gleichgiltig, ob im einzelnen Falle leibliche oder Geistes- oder Charakterschwäche die erste Ursache des Untergangs war. Nehmen wir nun an, alle diese Wichte würden plötzlich durch ein Wunder in Helden verwandelt und eroberten sich Stellungen im Gewerbe, so wäre das doch nur durch die Verdrängung der frühern Inhaber dieser Stellen möglich, und nun müßten diese vagabundiren. Die wunderbarste Steigerung der gewerblichen und sittlichen Leistungskraft aller Staatsangehörigen könnte an der Thatsache, daß — sagen wir fünfhunderttausend, nach fünf Jahren vielleicht fünf Millionen Menschen vagabundiren müssen, nicht das mindeste ändern, oder vielmehr könnte sie höchstens verschlimmern, indem ja, je größer die Leistungskraft der einzelnen ist, desto weniger Arbeiter erforderlich sind, den Bedarf des Marktes zu befriedigen, und der Bedarf des Marktes desto geringer wird, je enthaltamer die Arbeiter leben. Unter den heutigen Umständen die Vagabunden zum Arbeiten zu zwingen, heißt den Lohn der ordentlichen Arbeiter drücken und die schwächern von diesen ins Vagabundentum hinabstoßen. Der protestantische Grundsatz ist in die Massen eingedrungen. Wer von den Arbeitern noch nicht verlumpt ist, der verschmäht das Almosen und fordert lohnende Arbeit als sein Recht. Der Staat mag nun zusehen, wie er sich mit dieser Forderung abfindet.



Philipp Albert Stapfer



er Schweizer Stapfer ist bekannt als ein Mann, der sich um das Schulwesen seines Vaterlandes unvergängliche Verdienste erworben hat. Seine diplomatische Thätigkeit konnte, da sie in die Zeit der Kausen, einem Fremden nicht leicht verständlichen Verfassungswirren fällt, nicht so viel Beachtung finden, und genau die zweite Hälfte seines Lebens, 37 Jahre, blieb er der Öffentlichkeit fern. Daher werden außerhalb der Schweiz viele mit einiger Verwunderung vernehmen, daß eine zwei starke Bände von 66 Druckbogen füllende Auswahl aus seinem Briefwechsel veröffentlicht worden ist. Sie bildet den 11. und 12. Band der Quellen zur Schweizer Geschichte, herausgegeben von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz (Basel, A. Geering), und in der That hat ein großer Teil des Inhalts ausschließlich für die Geschichte der Schweiz, insbesondre für die Geschichte der Staatsumwälzung um die

Wende der beiden Jahrhunderte, Bedeutung. Aber auch solche auf ein kleineres Gebiet sich beschränkende authentische Beiträge sind dem Geschichtsfreunde und dem Politiker wertvoll zur Charakteristik einer Periode, aus der für die Gegenwart so viel zu lernen ist, und überdies hatte Stapfer durch seine amtlichen Stellungen und persönlichen Beziehungen vielfach Gelegenheit, Blicke über den engern Kreis des Wirkens in seinem Berufe hinaus zu thun. Die Ausgabe ist von Dr. Rudolf Luginbühl, dem Verfasser einer Biographie Stapfers, mit musterhafter Sorgfalt hergestellt worden. Den Briefen gehen Regesten, eine Übersicht der orthographischen Eigentümlichkeiten der Briefschreiber im Deutschen wie im Französischen und ein Lebensabriß Stapfers voraus. Anmerkungen und genaue Personen- und Ortsregister erleichtern die Benützung des Werkes.

Stapfer war 1766 als Sohn eines Pfarrers in Bern geboren, widmete sich dort und in Göttingen dem Studium der Theologie und dann in seiner Vaterstadt der akademischen Thätigkeit, bis ihn seine Regierung 1798 in politischen Angelegenheiten nach Paris sandte. Schon im Sommer desselben Jahres wurde er zurückberufen und zum Minister der Künste und Wissenschaften ernannt. Zwei Jahre verblieb er in dieser Stellung. Über sein System spricht er sich in einem Schreiben an seinen Freund Paul Aleri auf dessen Wunsch im Jahre 1812 sehr interessant aus. Er wünschte der „unseligen Anarchie“ im Unterrichtswesen dadurch ein Ende zu machen, daß „jeder Sache ihre Zeit angewiesen, und das Keine in unserm Wissen, das bloß Instrumentale und Formelle, von der Anwendung geschieden“ würde. Zu diesem Zweck sollten alle damals in der Schweiz bestehenden hohen Schulen in „gründliche Vorbereitungsanstalten“ für eine einzige Rationaluniversität umgeschaffen werden. „Überall Lyceen, écoles préparatoires, die den Menschen bilden sollten, aber eine einzige école des travaux publics oder Fakultätsanstalt. Das Ganze sollte ein Institut krönen, das „die ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftsteller in sich begriffen und zugleich die Oberaufsicht über die ganze Unterrichtshierarchie geführt hätte.“ Er hoffte von dieser Organisation neben den innern Vorzügen auch wirtschaftliche Vorteile, „indem durch die Scheidung des Reinen und Menschlichen vom Angewandten und Bürgerlichen alle unnützen Lehrstühle und doubles emplois weggefallen wären.“ Die Wahlfähigkeit für Stellen in allen Zweigen der Staatsverwaltung sollte von Zeugnissen über vollendete Universitätsstudien oder wenigstens über „propädeutische Kultur“ abhängig sein. Der „heillosen Verwahrlosung der Bildung der untern Volksklassen“ hatte Stapfer zunächst durch Bestellung von Erziehungsräten und Inspektoren zu steuern gesucht, und er rühmt die Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit, mit der die gebildetsten Männer in jedem Kanton die mühevollen, vielfach verdrießlichen Arbeiten unentgeltlich übernommen hätten. Andererseits begegnete er auch starkem Widerstande, und daß er mit seinem unitarischen, wie wir jetzt sagen

würden, zentralistischen System ohne Rücksicht nicht nur auf den bekannten Kantönlicheit, sondern auf das berechnigte Unabhängigkeitsgefühl und die Eigenartigkeit vorgegangen sei, hat er später selbst als einen Fehler anerkannt. Nur die „Schulinspektoren-Creation“ hat, wie er in jenem Briefe sagt, alle andern Revolutionserschöpfungen überlebt.

Im Sommer 1800 wurde er von der Regierung abermals nach Paris geschickt, weil man hoffte, er würde in nichtoffizieller Stellung die Interessen der Schweiz wirksamer vertreten können; doch bald erhielt er den Posten eines Gesandten. Er bemühte sich nach Kräften, der Arbeit der Franzosen, die, wie der damalige französische Staatsrat P. L. Koederer rückhaltlos zugestehet, in die Schweiz gekommen waren, um sie zu zerstören und zu verderben, Halt zu gebieten, aber mit geringen Erfolgen, wie uns scheint, wenn auch der Biograph sie bedeutend findet. Freilich lag die Schuld zum guten Teil an der Unentschlossenheit und den Parteizwisten in der Schweiz selbst. Um so wichtiger sind seine Urtheile. Schon am 27. September 1800 schreibt er an Asteri: „Bis zur Evidenz ist es mir nun klar und erwiesen, daß die französische Regierung die Einführung einer die wahre Freiheit begünstigenden Verfassung nicht nur nicht befördern will, sondern auf alle mit ihrem Interesse und ihren nun einmal öffentlich angekündigten Grundsätzen unvereinbare Art zu hindern entschlossen ist. Der Zweck Bonapartes ist gewiß kein anderer als der, Frankreich unter republikanischen Formen und Namen unumschränkt und à la Louis XIV. zu regieren.“ Jede Mitwirkung der Nation („ich sage mit Fleiß der Nation und nicht des Volkes“) bei der Bestellung „ihrer Geschäftsträger“ werde verschrieen, lächerlich, verabscheuungswürdig, jede wahre Volksvertretung unmöglich gemacht, jede freimütige republikanische Äußerung unterdrückt oder bestraft, dagegen Jakobiner und Royalisten begünstigt. „Es wird planmäßig daran gearbeitet, die ganze Nation wieder monarchisch zu stimmen, versteht sich, nicht um einem Bourbon wieder den Weg zum Throne anzubahnen, sondern um den neuen Octavian, qui plebem discordiis civilibus fessam sibi, specie reipublicae conservata, se subiecit, das Herrschen leicht zu machen. Nicht nur hat dieser Jüngling bei seinen großen Talenten keine Seele und keinen Funken von Moralität, sondern er verfolgt recht systematisch den Plan, den so viele Könige gleichsam instinktmäßig befolgt haben.“ Diese Charakteristik um diese Zeit bezeugt allein schon den staatsmännischen Scharfblick Stapfers, und seine weitem Erfahrungen im Verkehr mit Bonaparte bewiesen ihm selbst, daß er ihn nicht ungerecht beurteilt hatte.

Im Jahre 1803 entsagte Stapfer der politischen Thätigkeit, schlug die wiederholten Anerbieten von Ämtern in der Heimat aus und blieb in Frankreich. Der Gedanke, wieder in die kleinen und kleinlichen Verhältnisse der Schweiz zurückzukehren, konnte wohl nichts verlockendes für ihn haben, um so weniger, als er über seine Landsleute im allgemeinen ziemlich ungünstig

dachte. In einem Briefe vom Jahre 1815 spricht er sich mit Bitterkeit aus über „eine Gesellschaft, wo man aus der Philisterei eine Art von Spießbürgerehre macht und gemeine, pöbelhafte Urteile und Empfindungen wohl gar verdienstlich glaubt, weil man ohne Delikatesse und mit Grobheit zur Schau trägt, was man anderwärts aus Zartgefühl und Schicklichkeitsgefühl so sehr als möglich verbirgt. Ich sträube mich seit Jahren, aber ohne Erfolg, gegen die traurige Überzeugung, daß die obern, leitenden Volksklassen in unserm Lande der Ehre, das Haupt eines biedern freiheitsliebenden Volkes zu sein, sehr unwürdig waren.“ Über die Ursachen dieser Ausartung lasse sich ein Buch schreiben. Der lange Friede habe entnervt, ohne Arbeit und Anstregung seien die Patrizien in den Besitz aller Stellen gelangt, für andre sei das willenslose Sichanschmiegen an einflußreiche Familien das Mittel gewesen, emporzukommen. Er schildert umständlich die Vernachlässigung aller geistigen Interessen („in Bern fast ausschließlich französische Leserei“), Reiselaufen, Geldspeculationen als die natürlichen Ursachen des Mangels an fähigen, charaktervollen Männern, den die Revolution und die Ereignisse nach 1813 auf eine so klägliche Art vor den Augen Europas enthüllt hätten. Daß es in Zürich besser stehe, sei der demokratischen Verfassung und der Nähe Deutschlands zuzuschreiben. Zu solcher Abneigung gegen schweizerisches Wesen kam aber noch ein Umstand, der Stapfer zur Niederlassung in Frankreich bestimmte: er war mit einer Französin verheiratet. Ließe sich statistisch feststellen, wie viele Deutsche dem Vaterlande verloren gehen durch Eheschließung mit Französinen, Engländerinnen, Russinnen, Polinnen u. s. w., wir würden überraschende Ziffern erhalten, überraschend zumal im Vergleich mit Fällen eines umgekehrten Verhältnisses. Wie lange dauert es in der Regel, bis nach Deutschland eingewanderte Ausländer, Männer und ganz besonders Frauen, die Einbürgerung nicht als ein Hinabsteigen ansehen! Auch Stapfers Söhne wurden Franzosen; Guizot war ihr Hauslehrer, einer übersezte den Faust ins Französische.

Der Vater selbst freilich bleibt beidlebig, unterhält einen lebhaften Briefwechsel nach beiden Seiten, vor allen mit Usteri und Laharpe und mit vielen andern Gelehrten und Staatsmännern, darunter beiden Humboldt, Eichhorn, Alsner, Ch. Witt. Bonstetten, den Monods, Zschokke, Volney u. a., seine Thätigkeit für die Sache des Protestantismus bringt ihn wie mit Aug. de Stael auch mit Hengstenberg und Tholuck in Verkehr. Natürlich laufen dabei Urteile über die zeitgenössische Litteratur mit unter, von denen eins überraschend klingt; die deutsche Litteratur, schreibt er 1808 an Laharpe, sei vielleicht noch nicht en *décadence*, mais en *délire*. Goethe und die Schlegel auf der einen Seite, die Ultra-Kantianer auf der andern hätten die Sprache wahrhaft entstellt und die Geistesrichtung verdorben! Mehr einverstanden kann man mit den Aussprüchen über Johannes v. Müller sein, die sich übereinstimmend in Briefen an Laharpe und Usteri finden. Er erkennt die Gelehr-

jamkeit des Geschichtschreibers an, sein Talent zu schildern und seinen genialen Blick. Aber der Stil, den sich Müller zurechtgemacht hatte, hat für Stapfer etwas Peinliches durch das Anspruchsvolle und die erkünstelte Würde. „Diese gezwungenen Inversionen, diese Archaismen, diese altfränkischen Wendungen (*tournares gothiques*), die majestätisch sein sollen, machen auf mich den Eindruck, als sähe ich einen Richter, der sich durch Aufblähen und durch Verzerrern der Gesichtszüge Ansehen geben möchte.“

Da Stapfer bis in sein hohes Alter den Gedanken- und Nachrichtenaustausch mit den Freunden in der Heimat pflegte, noch die ersten zehn Jahre des Zülükönigtums mit erlebte, und an den Ereignissen in Frankreich, wenn auch nur als Zuschauer, immer den lebhaftesten Anteil nahm, enthalten seine Briefe allerlei interessanten geschichtlichen Stoff, nicht nur die Schweizer Zustände betreffend. Für die erste Zeit steht natürlich Napoleon in erster Reihe, und es ist bezeichnend, wie in den Briefen, die Stapfer schreibt oder empfängt, der Name des Beherrschers der Franzosen wechselt: Bonaparte, der General, der Konsul, der Kaiser, Napoleon, gelegentlich sogar Sa Majesté, nach 1814 Buonaparte. Auf die Art der Leitung der öffentlichen Meinung fallen mehrfach Streiflichter. So wird 1801 erzählt, die eben damals erschienene Schrift *La philosophie de Kant* von dem Lothringer Villers (der zuerst vor den Jakobinern, dann vor Napoleon in Lübeck und Göttingen Zuflucht fand) sei in Paris „aus Furcht vor den Juden nirgends rezensirt worden.“ Man habe Bonaparte weisgemacht, die Kantische Philosophie untergrabe die Throne und Altäre „jeder Art“, und so habe denn der Polizeipräfekt allen Journalisten verboten, für oder gegen irgend eine Religion oder Staatsverfassung spekulative *Räsonnements* zu drucken. Als Koederer im Staatsrate den ersten Konsul darauf anredet, daß Frankreich trotz der Revolution une religion dominante zu erhalten scheine, bekommt er die klassische Antwort: *Oui, dominante, mais non pas dominatrice*. 1806 versichern Ohrenzeugen, es vergehe kein Tag, wo nicht Napoleon gegen die Metaphysik, d. i. Philosophie, und die Agiotage, d. i. den Handelsgeist, Sarkasmen loslasse. Im Anschlusse hieran bezeichnet es Stapfer als höchst wahrscheinlich, daß in zwanzig Jahren die französische Nation nur noch aus Satrapen oder Starosten, kleinen Krämern und Soldaten bestehen werde. Als 1811 das Verbot ergangen ist, in den Zeitungen von Büchern zu sprechen, die nicht vorher im offiziellen Buchhandels-Direktions-Journal angezeigt worden sind, die Regierung also abermals ein Mittel mehr hat, jede ihr unbequeme Erscheinung den Franzosen zu verheimlichen, thut Stapfer den Ausspruch: „Kein Fürst hat je mehr oder gar so viel für Wissenschaften gespendet wie Napoleon, und keiner weniger angeregt und aufgerufen als er.“ Merkwürdigerweise läßt er sich einige Monate später zu dem Glauben verleiten, die Bücherzensur gehe in ihrer Strenge über des Kaisers Absicht hinaus, weil sich dieser im Staatsrate den einzigen Vertreter liberaler Grund-

sätze genannt hat. In den Jahren nach 1813 fließt die Quelle leider schwächer. Im Oktober des genannten Jahres (das Datum 8. muß wohl ein Schreib- oder Druckfehler sein, da bereits der Anschluß Baierns an die Verbündeten erwähnt wird) empfiehlt Stapfer den Schweizern dringend, ihre Neutralität zu wahren, verweist auf die ungeheuern Hilfsquellen Frankreichs und die Bereitwilligkeit der Nation, jeder Forderung der Regierung zu genügen. „Die Allirten rechneten ganz sicher falsch, wenn sie sich mit einem Aufstand im Innern oder mit Erschöpfungsideen schmeichelten.“ Ende November rühmt er die Ruhe und das Sicherheitsgefühl in der Beurteilung der Lage bei den verständigsten Leuten in Paris. Man rechne sehr auf die Familienbeziehung in Wien, und die Besorgnis, die Rußlands wachsender Einfluß ebendort erregen müsse. Doch kann er nicht umhin, auch das Zunehmen der Mutlosigkeit und der Friedenssehnsucht zu erwähnen, wofür er das System verantwortlich macht, den Ideenverkehr und die sittliche Bildung der Reichsangehörigen einer Art von Regie wie den Tabak zu unterwerfen. Nach Napoleons Abdankung spiegelt sich die Stimmung der vom Druck befreiten Franzosen auch in den Briefen. In der Provence hat ein Bauer dem durchreisenden Exkaiser unter fürchterlichen Verwünschungen eine Laterne unter die Nase gehalten und den Umstehenden zugerufen: Seht euch den Elenden gut an, das Blut des Herzogs von Enghien strömt ihm aus dem Munde! Und im März 1815: „Bonaparte hat niemand für sich als die plünderungslustige Meute, die die Länder nur als Beute zum Ausrauben betrachtet.“ Sie sei allerdings zu fürchten, und die Regierung habe Ungeschick genug bewiesen, die Käufer von Nationalgütern und die Freunde einer vernünftigen Freiheit zu beunruhigen und die Eigenliebe des Heeres zu verletzen.

Das Verhältnis Napoleons als Konsul zu seinem Bruder Lucian als Minister und ihre angeblichen Zerwürfnisse beurteilt Stapfer so, daß man an Napoleon III. und Plonplon erinnert wird. Alles sei Komödie, Lucian sei gewiß kein Jakobiner, und er diene nur dazu, seinem Bruder die Geheimnisse der Jakobiner zu hinterbringen. Ein Zank zwischen Fouché und Lucian Bonaparte gab dem Konsul Gelegenheit zu einem salomonischen Urteil. Der Polizeiminister beschwerte sich über einen Brief seines Kollegen, worin es hieß: Es kann nicht überraschen, daß du, mit Blut besudelt, glaubst, es seien noch nicht Verbrechen genug in Frankreich verübt worden! und Napoleon erklärte, da Lucian ihn duze, sei der Brief vertraulicher Natur und keine Staatschrift. Daß Talleyrand bald in Gunst, bald in Ungnade steht, aber immer verachtet wird, ist nichts neues, aber dieser fortwährende Wechsel in den Stellungen auf demselben Boden macht den Eindruck eines politischen Lustspiels, und es ist bedauerlich, daß sich Scribe dieses Stoffes nicht bemächtigt hat; natürlich hätte er ihn in ein andres Land und in eine andre Zeit verlegen müssen, um nicht gesteinigt zu werden.

An Talleyrand scheint sich denn auch der Witze der Pariser am meisten gewagt zu haben. Es kommen hier einige artige Anekdoten vor, die er in seinen Memoiren nicht erwähnt hat. Charles Guillaume Etienne, ein Schriftsteller, der in der wechselvollen Zeit vielfach auf- und abgeworfen, in die Académie gewählt, ausgestoßen und wiedergewählt wurde, abwechselnd Censor und liberaler Journalist war und unter Louis Philipp als Pair starb, war beschuldigt worden, in seinem Lustspiel *Les deux gendres* ein älteres Stück abgeschrieben zu haben, und in den Streit darüber hatte sich Talleyrand gemischt (1810). Etienne bot ihm darauf einen Tausch an: er wolle Talleyrand die Handschrift des Originalstückes ausliefern und ihn als Verfasser des Lustspiels anerkennen, dagegen die Schande des Plagiats auf sich nehmen, wenn ihm Talleyrand ein eben damals in Hamburg entdecktes Altstück nebst dem Objekt, von dem es handelte, überlasse: nämlich das Papier, aus dem hervorging, daß Talleyrand und der französische Geschäftsträger Bourienne von der Stadt Hamburg zehn Millionen erhalten hatten, um für die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit zu wirken. Einen andern Witz machte mit ihm, aber unabsichtlich, der Prinz von Condé nach der Restauration. Er galt bereits für schwachsinzig, und als ihm der Fürst von Benevent gemeldet wurde, glaubte er irgend einen von den vielen kleinen Herrschern, die damals wieder auftauchten, zu empfangen. Er begrüßte den Besucher mit den Worten, er werde die Pariser Gesellschaft jetzt wieder so ziemlich gesäubert finden, nur der coquin Talleyrand sei noch da, leider behaupte man, ihn zu brauchen. „Was sagen Sie dazu?“ Was Talleyrand dazu gesagt haben soll, wird nicht berichtet. Später heißt er schlechtweg der hinkende Teufel von Lutun.

Unter den Bourbonen rührte sich die Spottlust wieder mehr. Weil in dem ersten Ministerium Ludwig XVIII. zwei Abbés, Montesquiou und Louis, und noch mehrere Frömmeler saßen, legte man fast allen Mitgliedern der königlichen Familie ebenfalls die Namen von Abbés bei, und zwar dem gichtbrüchigen Könige: l'abbé Quille (la béquille, die Krücke), dem Grafen von Artois: l'abbé Vue (la bévue, wegen seiner Mißgriffe vor der Ankunft des Königs), dem beschränkten und bigotten Herzog von Angoulême: l'abbé Tise (la bêtise), dem Herzog von Berry: l'abbé Daine (la bedaine, Dickbauch), der stolzen Herzogin von Angoulême, die Napoleon bekanntlich den einzigen Mann in der Familie genannt hatte: l'abbé Gueule (bégueule, Zierpuppe). Derselbe Brief, dem wir dies entnehmen, beschreibt auch eine Menge Karikaturen: aus den Fenstern der Tuileries flogen Adler davon, die Treppe hinauf werden Truthähne gejagt, und zwar mit weißen Taschentüchern, die bekanntlich beim Einzuge der Verbündeten als improvisirte bourbonische Fahnen gedient hatten u. dgl. m. Nicht ohne pikanten Reiz ist die Anekdote, daß sich der Herzog von Orleans, der spätere König, geweigert habe, der Krönung Karls X. beizuwohnen, bis eine Anzahl Verse aus dem von dem neuen König geneh-

migten Chant du Sacre ausgemerzt waren, worin der Verbrecher Philippes Egalité und der Verzeihung, die Ludwig XVIII. dem großen Namen Orleans gewährt habe, gedacht war; der Verfasser des Gedichts aber war Lamartine, der dafür mit der Ehrenlegion beglückt wurde.

Mit der größten Verehrung wird durchweg vom Kaiser Alexander gesprochen. Laharpe erzählt 1811, er sei durch einen Brief seines einstigen Zöglings zu heißen Thränen gerührt worden.

Über die Julirevolution erstattet Stapfer umständliche und sehr gefärbte Berichte, da sein Sohn Mitarbeiter des National ist, dessen Redaktionslokal das Hauptquartier der Liberalen war.

Zum Schluß noch einige Einzelheiten über einen Vorfall, der für die traurigen Zustände nach den Befreiungskriegen bezeichnend ist. Wie bekannt, wurde der Philosoph Viktor Cousin auf seiner zweiten Studienreise in Deutschland 1824 in Dresden als Carbonaro verhaftet und nach Berlin gebracht, wo man ihn sechs Monate in Untersuchungshaft hielt. Der Polizeidirektor Franchet in Paris hatte nämlich die deutschen Behörden auf den gefährlichen Reisenden aufmerksam gemacht, die Sache erregte aber in Frankreich einen solchen Sturm, daß der Ministerrat für gut fand, zu beschließen, durch den Gesandten die Freilassung Cousins zu fordern. Dieser erzählte dann, einen Hauptklagepunkt habe seine Reise nach der Schweiz abgegeben, wo er mit Republikanern, namentlich Usteri, Umsturzpläne beraten haben sollte. Der Beweis, daß er Usteri gar nicht gesehen hatte, verbesserte seine Sache augenscheinlich! In Berlin mochte man sich noch erinnern, daß der Züricher Staatsmann, der Verfasser des Schweizer Staatsrechts, ein Vierteljahrhundert früher eine Zeitung mit dem anstößigen Titel „Der Republikaner“ herausgegeben hatte. Auf jeden Fall hielt es Cousin, der übrigens den französischen Gesandten in der Schweiz, Marquis de Moustiers (vermutlich der Vater des Botschafters Louis Napoleons in Berlin, Wien u.) als den eigentlichen Anstifter und Angeber bezeichnete, für Pflicht, Usteri, Bscholke u. a. vor dem Überschreiten der Schweizer Grenzen in anderer als offizieller, wohlbeglaubigter Eigenschaft warnen zu lassen.

